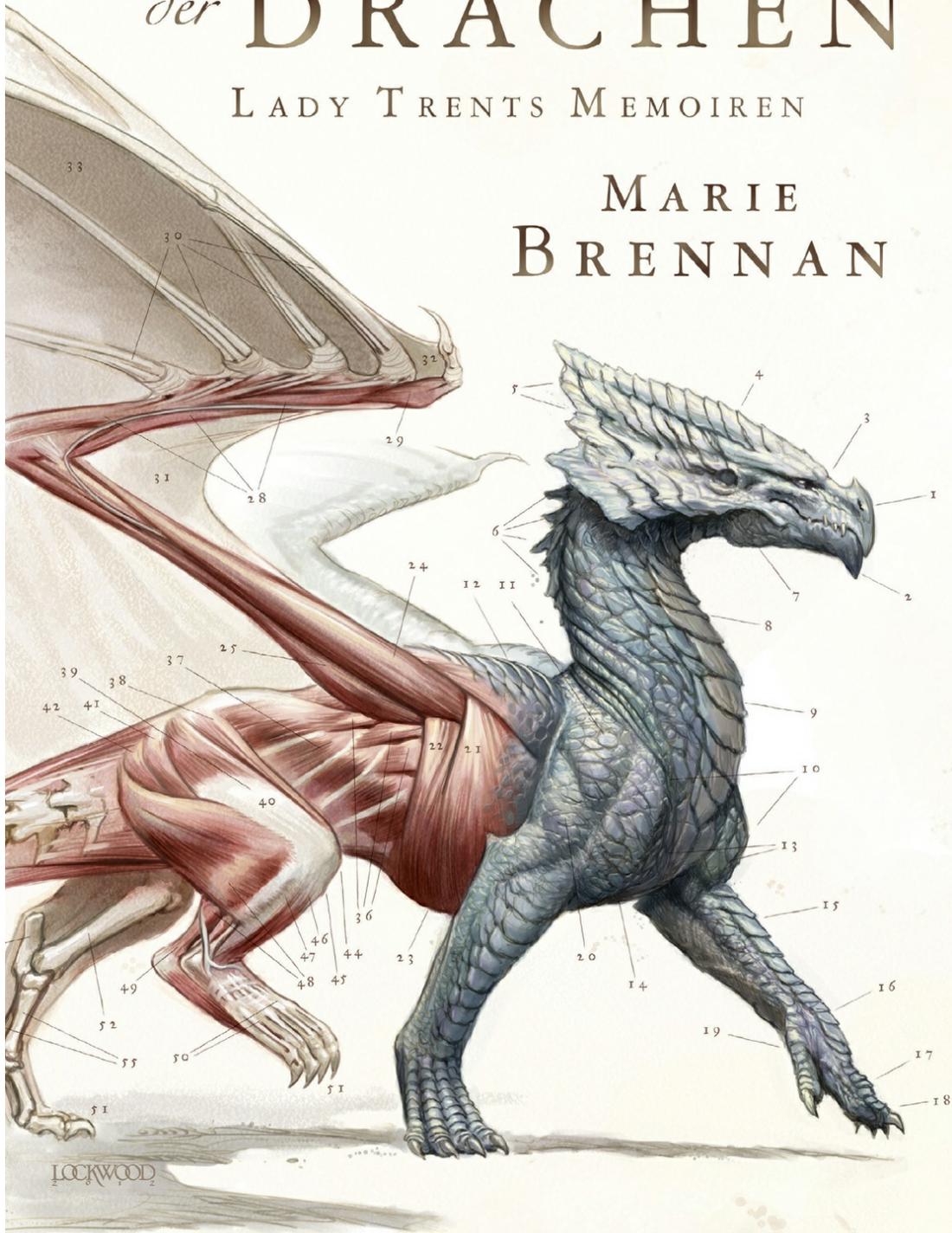


DIE NATURGESCHICHTE *der* DRACHEN

LADY TRENTS MEMOIREN

MARIE
BRENNAN



mehr Kraftausdrücken.)

Weitere Schreie, und dann war mein Vater da und starrte entsetzt auf mich herunter: der niedere heidnische Gott, entsetzt darüber, was sein Verehrer getan hatte. Ich starrte zu ihm zurück, glaube ich. Das ist die Stelle, wo die Dinge etwas vernebelt sind, weil ich weiß, dass ich in einen Schock fiel. Papa hob mich hoch und ich fragte nach Jim, aber niemand antwortete mir. Bald war ich auf Papas Pferd, immer noch in seinen Armen, und wir ritten aus dem Wald über den felsigen Hang zur Hütte eines Schäfers.

Ein Arzt hatte die Jagd begleitet, um sowohl Hunde als auch Männer zu versorgen. Er kam kurz nach uns an. Ich war aber nicht seine erste Patientin. Ich hörte Jims Stimme von der anderen Seite des kleinen Raums stöhnen, aber ich konnte ihn durch das Gedränge an anderen Leuten nicht sehen.

»Tut ihm nicht weh«, sagte ich zu niemand Bestimmtem, obwohl ich rein rational wusste, dass der Arzt versuchen musste, ihm zu helfen. »Gebt ihm keine Schuld. Ich brachte ihn dazu, es zu tun. Und er hat mich beschützt. Er ging dazwischen, als der Wolfsdrake mich angriff.« Das hatte ich mir nach den Ereignissen zusammengereimt.

Die Verletzungen, die Jim durch seine Heldentat erlitt, waren eines der zwei Dinge, die ihn davor bewahrten, schimpflich entlassen zu werden. Das andere war – auch wenn ich darauf wenig stolz bin – meine unermüdliche Verteidigung, weil ich darauf bestand, dass er nicht dafür beschuldigt werden durfte, dass er mich auf die Jagd mitgenommen hatte. Nun brodelten viel zu spät meine Schuldgefühle hoch, und ich fürchte, ich hackte noch darauf herum, lange nachdem mein Vater zugestimmt hatte, ihn zu behalten.

Alles das kam aber später. Sobald der Arzt mit Jim fertig war, kam er zu mir und vertrieb alle außer meinem Vater und dem nun schlafenden Jim aus der Hütte, weil die Wunde an meiner Schulter war und es nicht schicklich gewesen wäre, dass andere anwesend waren, während sie nackt war. (Dies hielt ich sogar damals schon für närrisch, weil junge Damen sehr wohl schulterfreie Kleider tragen können, die genauso viel Fleisch zeigen, wie es seine Untersuchung tat.)

Ich bekam Brandy zu trinken, was ich nie zuvor getan hatte, und sein Feuer ließ mir beinahe die Augen aus dem Kopf fallen. Sie brachten mich aber dazu, noch mehr zu trinken, und als ich genug in mir hatte, gossen sie etwas davon über die Wunden an meiner Schulter, um sie zu reinigen. Das brachte mich zum Weinen, aber dank des Brandys kümmerte es mich nicht länger besonders, dass ich weinte. Zu dem Zeitpunkt, als der Arzt anfang, mich zu nähen, bekam ich überhaupt nicht mehr viel mit, außer dass er Papa mit leiser Stimme erklärte: »Die Klauen waren scharf, deshalb ist das Fleisch nicht zu zerfetzt. Und sie ist jung und kräftig. Wenn keine Infektion droht, wird es gut heilen.«

Durch Lippen, die sehr dick und unkooperativ geworden waren, versuchte ich etwas darüber zu murmeln, dass ich schulterfreie Kleider tragen wollte, aber ich glaube nicht, dass es sehr deutlich herauskam, und dann schlief ich ein.



Mama plusterte sich bei meiner Rückkehr natürlich auf, aber niemand befragte mich sofort, weil sie vermuteten, dass ich Ruhe brauchte, um mich von meiner Tortur zu erholen. Das

war nicht gänzlich eine Gnade. Es bedeutete, dass ich viele Stunden hatte, in denen ich mir vorstellen konnte, was sie zu mir sagen würden, wenn die Zeit kam. Und auch wenn ich wohl nicht Amandas lebhaftes Fantasieliebe habe, so ist meine doch, wenn man ihr genug Zeit gibt, adäquat.

Als man mir schließlich erlaubte, aus dem Bett zu kommen, einen Bademantel anzuziehen und ins Wohnzimmer hinauszugehen (zwei Tage nachdem ich mich für bereit dazu hielt), stellte ich fest, dass Papa mich erwartete.

Ich hatte mich darauf vorbereitet. Diese zwei Tage hatten neben den Nachteilen auch ihre Vorteile gehabt. »Erholt sich Jim gut?«, fragte ich, ehe Papa irgendetwas sagen konnte, weil mir niemand irgendetwas von ihm erzählt hatte.

Papas Gesicht zog hinter seinem Bart noch tiefere Furchen. »Das wird er. Er bekam aber eine ordentliche Wunde ab.«

»Das tut mir leid«, sagte ich aufrichtig. »Wäre er nicht gewesen, wäre ich jetzt vielleicht tot. Es ist nicht seine Schuld, dass ich dort war, weißt du.«

Seufzend bedeutete mir Papa, mich hinzusetzen. Ich setzte mich auf einen Stuhl statt auf das Sofa, auf das er zeigte, weil ich nicht so wirken wollte, als würde ich mich vielleicht hinlegen müssen. »Ich weiß«, sagte er mit einer ganzen Welt an Erschöpfung in seinem Tonfall. »Wahnsinn wie dieser hätte von Anfang an nicht *seine* Idee sein können. Er hätte es natürlich verweigern und mir berichten sollen ...«

»Ich hätte ihn nicht gelassen«, unterbrach ich ihn, begierig darauf, mich zur Märtyrerin zu machen. »Du darfst ihm ...«

»Nicht die Schuld geben, ich weiß. Das hast du schon viele Male gesagt.«

Ich hatte genug Verstand, um meinen Mund zu halten, anstatt weiter zu protestieren.

Papa seufzte wieder, als er zu mir herüberblickte. Das Licht des Vormittags kam durchs Fenster und erleuchtete all die Rosen, die in meine Kissen gesteckt waren. In seinem nüchternen grauen Anzug wirkte mein Vater schrecklich fehl am Platze. Ich konnte mich nicht an das letzte Mal erinnern, als er in mein Wohnzimmer gekommen war, falls er das überhaupt je getan hatte.

»Was soll ich nur mit dir tun, Isabella?«, fragte er.

Ich senkte meinen Kopf und versuchte, kleinlaut zu wirken.

»Ich kann mir die Geschichte vorstellen, die du mir erzählen wirst, wenn ich dir den Hauch einer Chance gebe. Du wolltest den Wolfsdraken sehen, ja? Vorzugsweise lebendig anstatt tot und ungefährlich. Ich vermute, ich muss Sir Richard Edgeworth dafür die Schuld geben.«

Daraufhin schoss mein Kopf hoch, und zweifellos war mir mein schlechtes Gewissen ins Gesicht geschrieben.

Er nickte. »Oh, ich achte genauer auf meine Bücherei, als du zu denken scheinst. Der Katalog, so sorgfältig aufgeschlagen, und dann ein Buch, das von weitaus weniger Staub bedeckt ist, als es sein sollte. Was deine Mutter als Hinweis aufnehmen würde, dass wir das Hausmädchen entlassen sollten – aber mir macht ein wenig Staub nichts aus. Besonders, wenn er mich über die heimlichen Aktivitäten meiner Tochter unterrichtet.«

Auf unerklärliche Weise sorgte dies dafür, dass sich meine Augen mit Tränen füllten, als sei das Herumschleichen in seiner Bücherei ein größerer Anlass für Buße als meine

Eskapade mit dem Wolfsdraken. Mamas Enttäuschung war mir wohlvertraut, aber dies konnte ich, wie ich feststellte, nicht ertragen. »Es tut mir leid, Papa.«

Das Schweigen zog sich hin. Von Scham überwältigt fragte ich mich, wie viele von den Hausmädchen an den Schlüssellöchern lauschten.

Schließlich richtete Papa sich auf und sah mir in die Augen. »Ich muss an deine Zukunft denken, Isabella«, sagte er. »Genau wie du. Du wirst nicht ewig ein junges Mädchen sein. In wenigen Jahren müssen wir einen Ehemann für dich finden, und das wird nicht einfach, wenn du weiter darauf bestehst, dich in Schwierigkeiten zu bringen. Verstehst du das?«

Kein Gentleman würde eine Ehefrau wollen, die wegen Abenteuern mit gefährlichen Bestien von Narben übersät war. Kein Gentleman würde sich eine Frau nehmen, die ihm Schande machen würde. Kein Gentleman würde mich heiraten, wenn ich so weitermachte.

Für wenige, zitternde, trotzige Augenblicke wollte ich meinem Vater erklären, dass ich dann eben als alte Jungfer leben würde und alles andere doch verdammt sein sollte. (Ja, ich dachte es wirklich mit diesen Ausdrücken; glauben Sie, dass vierzehnjährige Mädchen nie Männer fluchen gehört haben?) Das waren die Dinge, die ich liebte. Warum sollte ich sie aufgeben – für die Gesellschaft eines Mannes, der mich alleine den Haushalt führen und mich ansonsten zu Tode langweilen lassen würde?

Aber ich hatte nicht so wenig gesunden Menschenverstand, dass ich geglaubt hätte, Trotz würde zu Glück führen, für mich oder sonst irgendwen. Die Welt funktionierte einfach nicht so.

Oder so kam es mir vor, im weisen Alter von vierzehn.

Deshalb presste ich meine Lippen zusammen und sammelte meine Kraft. Unter den Verbänden, die sie bedeckten, schmerzte meine Schulter.

»Ja, Papa«, sagte ich. »Ich verstehe.«

DREI

*Die grauen Jahre – Pferde und Zeichen –
Sechs Namen für meine Saison – Die Menagerie des Königs –
Ein peinliches Gespräch dort – Die Aussicht auf einen Freund –
Meine Saison setzt sich fort – Ein weiteres peinliches Gespräch,
mit guten Ergebnissen*



Ich werde Ihnen jeglichen längeren Bericht über die folgenden beiden Jahre ersparen. Es reicht, wenn ich sage, dass ich sie auf immer »die grauen Jahre« nannte, weil der Versuch, mich dem Schema für eine angemessene junge Dame anzupassen, gegen meine wahren Vorlieben, beinahe jegliche Farbe aus meinem Leben tilgte.

Meine Kuriositätensammlung aus der Welt der Natur verschwand, auf den Boden im Wäldchen hinter unserem Haus gekippt. Die Karten, die ich geschrieben hatte, um verschiedene Exponate zu beschriften, wurden mit großem (um nicht zu sagen melodramatischem) Zeremoniell verbrannt. Ich brachte nichts Schmutzigeres mehr als gelegentlich eine im Garten gepflückte Blume nach Hause.

Nur Grünie blieb da, in einem Versteck, wo ihn Mama nicht finden würde. Ich brachte es nicht übers Herz, diesen einen Schatz zu entsorgen.

Ich wäre aber eine Lügnerin, wenn ich behaupten würde, dass ich meine Passion gänzlich aufgab. Pferde waren ein akzeptabler Zeitvertreib, wo es Drachen nicht waren, und so wandte ich ihnen gemeinsam mit Amanda Lewis meine Aufmerksamkeit zu. Sie hatten keine Flügel – ein Fehler, den ich ihnen nie ganz verzieh –, aber ich lernte in diesen zwei Jahren eine Menge über sie: die unterschiedlichen Zuchtlinien und ihre Eigenschaften, Farbschläge, die verschiedenen Gänge, sowohl die, die natürlich vorkamen, als auch die, die erlernt werden konnten. Ich führte in einem Code, den Mama nicht lesen konnte, ausführliche Tagebücher und notierte darin Tausende Details der Pferdenatur, vom Erscheinungsbild über Bewegungsmuster, Verhalten und noch mehr.

Pferde führten zufällig und indirekt zu einer neuen und unerwarteten Quelle des Vergnügens. Während meine Schulter heilte – und sogar noch eine lange Zeit danach –, betrachtete man mich als zu zerbrechlich zum Reiten, aber ich hielt es nicht aus, die ganze

Zeit im Haus zu sein. Deshalb ließ ich die Bediensteten bei schönem Wetter einen Stuhl an die Koppel stellen und setzte mich dort zum Zeichnen hin.

Die Leute sagen oft höfliche und absolut fehlgeleitete Dinge über mein »Talent« für Kunst. In Wahrheit habe ich kein Talent, und ich hatte es auch nie. Wenn irgendeine meiner jugendlichen Skizzen überlebt hätte, würde ich sie als Beweis zeigen, denn diese waren so ungenau wie die eines jeden Anfängers. Aber Zeichnen war eine angemessene Beschäftigung für eine junge Dame – eine der wenigen, die mir Spaß machten –, und ich bin sehr stur. Also lernte ich durch entschlossenes Üben die Regeln von Perspektive und Schatten und wie ich das, was ich sah, mit Zeichenkohle oder Bleistift wiedergeben konnte. Andrew, den diese Wendung des Geschehens langweilte, verließ mich für eine Weile, aber ich konnte ihn davon überzeugen, mir Bescheid zu sagen, wenn der Pferdedoktor kam, um Verletzungen zu behandeln oder Fohlen zur Welt zu bringen, und so lernte ich etwas über Anatomie. Mama war erleichtert, als sie sah, dass ich mir einen damenhaften Zeitvertreib zugelegt hatte, und stellte sich bei diesen Exkursionen blind.

In dieser Zeit schien es mir ein armseliger Ersatz für meine großartigen Abenteuer, die (wie ich dachte) endgültig Geschichte waren. Mit der Weisheit des Alters aber wurde ich dankbarer für die Früchte dieser grauen Jahre. Sie schulten meinen Blick und lehrten mich, Notizen über das zu machen, was ich sah: zwei Fertigkeiten, die die Grundlage aller meiner Leistungen seither bildeten.

Trotz alledem aber waren es zwei sehr langweilige, sehr zähe Jahre.

Ihr Ende kam mit meinem sechzehnten Geburtstag und meinem offiziellen Übergang vom »Mädchen« zur »jungen Frau«. Mama kümmerte sich deshalb um meine Zukunft – oder ich sollte eher sagen, sie setzte die Pläne in die Tat um, die sie gemacht hatte, seit ich zur Welt gekommen war. Sie hatte große Ambitionen für meine Heirat: Sir Daniel Hendemores einzige Tochter sollte keinen Gentleman aus dem Tal von Tam River heiraten, sondern nach Falchester reisen und als Debütantin in die Gesellschaft eingeführt werden, wo sie wohl wirklich einem sehr vornehmen Mann ins Auge fallen konnte.

Meine Geduld für mein Märtyrertum hätte sich wohl nicht ganz so weit erstreckt, als dass ich auch dies friedlich ertragen hätte, wäre da nicht ein verblüffendes Gespräch gewesen, das ich mit meinem Vater führte, kurz bevor ich nach Falchester gezerrt werden sollte.

Wir hatten diese Begegnung in seinem Studierzimmer, wo ich meine Augen von den Regalen mit meinen alten, verbotenen Freunden abwandte. Mein Vater lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte seine Hände vor sich.

»Es ist nicht meine Intention«, sagte er, »dich ins Unglück zu zwingen, Isabella.«

»Das weiß ich, Papa«, antwortete ich, ein Bild von töchterlicher Bescheidenheit.

Vielleicht ließ ein Lächeln seinen Mund unter seinem Bart zucken, vielleicht bildete ich es mir auch einfach ein. »Du machst das sehr gut«, sagte er, während seine Zeigefinger aneinandertippten. »In der Tat bist du eine wahre Zierde für uns geworden, Isabella. Ich weiß aber, dass diese Jahre nicht leicht für dich waren.«

Darauf antwortete ich nicht, weil ich nichts Damenhaftes zu sagen hatte. Seine Wertschätzung war mir zu wichtig, um sie zu riskieren.

Nach einer Pause sagte er: »Ehestifter sind heutzutage aus der Mode gekommen. Wir